

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 10 (1916)
Heft: 2

Artikel: Stimmen der Völker. I., Aus Russland ; II., Aus Deutschland ; III., Aus Frankreich
Autor: J.M. / Starke / H.J.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-133771>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

fahren. Es wird einmal die Stunde kommen, da eine große Schar ihn umgibt. Man wird an ihn denken, wenn die Menschheit von ihrem blutigen Traum erwacht und sich nach denen sehnt, die sie wieder vereinigen können. „Ich weiß,“ sagt er, „daß die ausgesprochenen Gedanken von selbst ihren Weg finden. Ich säe sie auf den blutdurchtränkten Boden. Ich bin voller Vertrauen. Die Saat wird aufgehen.“

Diese Einsamkeit wollen wir achten und sie nicht mit lautem Beifall stören. Es schadet aber nichts, wenn Romain Rolland weiß, daß er uns den Glauben an sein Volk lebendiger werden ließ, und daß er uns an ein „Morgen“ der ganzen Menschheit glauben lehrt, das sonnig und rein aus dem trüben, grauisigen „Heute“ erstehen wird.
J. Matthieu.

Stimmen der Völker.

I. Aus Russland.

Aufruf russischer Tolstojaner.

Der folgende Aufruf wurde im Oktober 1914 vom Sekretär Tolstoj's, Bulgakoff, verfaßt und von 21 Anhängern Tolstoj's unterschrieben. Alle, welche unterzeichnet hatten, wurden sofort verhaftet. Das gleiche Los teilte eine Anzahl von Gefinnungsgegnossen, welche in Verdacht standen, das Manifest verbreitet zu haben. Nach einer ca. einjährigen Haft wurden sie gegen Kaution wieder auf freien Fuß gesetzt. Sie werden nächstens vor das Kriegsgericht kommen. Wegen der russischen Zensur konnte das Manifest erst vor einigen Wochen nach Westeuropa gelangen. Es gereicht uns zur Freude, daß Freunde und Anhänger Tolstoj's uns dieses Dokument zur Veröffentlichung anvertraut haben.¹⁾

Ein weiterer Kommentar zu diesen so schlichten und in ihrer Einfachheit so ergreifenden Worten ist überflüssig. Der beste Kommentar sind die, welche Freiheit und Leben dafür aufs Spiel gesetzt haben.
J. M.

Aufruf an die Völker der kriegsführenden Länder Europas.

„Kommt zur Besinnung, Brüder!

Es vollzieht sich jetzt etwas Furchtbares. Hunderttausende, Millionen von Menschen fallen über einander her. Sie werden von

¹⁾ Es erscheint zugleich in der Zeitschrift „Demain“.

ihren Anführern aufgehezt, deren Befehle in fast ganz Europa zu vollziehen. — Vergessen haben sie, daß sie Gottes Ebenbild sind. Sie stechen, sie schlachten einander; sie schießen aufeinander. Sie verwunden und töten ihre Brüder, Brüder, die, wie sie selber, mit der Begabung zur Liebe, mit Verstand und Güte ausgerüstet sind.

Die ganze zivilisierte Welt, an ihrer Spitze die Vertreter aller geistigen Strömungen und aller politischen Parteien, von der äußersten Rechten bis zur radikalsten Linken, bis zu den Sozialisten und Anarchisten, ist in unglaubliche Verblendung geraten. So sehr, daß sie dieses schreckliche Schlachten einen „heiligen, befreienden“ Krieg nennt. So sehr, daß sie die Menschen aufruft, ihr Leben aufs Spiel zu setzen. . . . Und wofür? . . . Für ein ganz falsches Ideal der Befreiung. Denn sie vergißt, daß die wahre Freiheit nur eine innere Freiheit ist, und daß schließlich niemand die Regierungen verhindert hat, vor dem Krieg, und auch ohne den Krieg, ihren unterjochten Untertanen eine äußere Freiheit zu verleihen, die Art von Freiheit, die man jetzt durch Verbrechen und durch einen Ozean von Blut zu erobern vermeint.

Sie träumen von einer Entwaffnung, die der Krieg herbeiführen müsse. Brüder, glaubt nicht daran. Die Völker entwaffnen — das heißt ja für die zeitgenössischen Regierungen dasselbe, wie sich selber vernichten. Diese Regierungen halten sich nur vermöge der staatlichen Gewalt. Dazu bedienen sie sich nicht des freien Vertrauens ihrer Untertanen. Wie könnten sie ihre einzige Stütze, das Bajonett, wegwerfen!

Entwaffnung kann es nicht geben, solange der innere Mensch sich nicht umwandelt. Es wird nicht sein können, solange er das tierische Trachten nicht aus seinem Herzen verjagt, das ihn dazu treibt, seine äußere Stellung in der Welt durch Gewalttaten zu befestigen und seinem Nächsten Brot, Erbteil und Arbeit zu entreißen. Unsere Feinde sind nicht die Deutschen, und die Feinde der Deutschen sind nicht die Russen und Franzosen. Der Feind — welcher Nationalität wir auch angehören mögen — das ist das wilde Tier in uns selber. Niemals hat sich diese Wahrheit so sehr bestätigt, wie jetzt, da die Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts in ihrem Rausch, in ihrem unmäßigen Stolz auf ihre unwahre Wissenschaft, ihre äußere Kultur und rein mechanische Zivilisation, plötzlich offenbaren, zu welcher Stufe sie ihr Aufschwung geführt hat. Diese Stufe ist nicht höher als die, auf der unsere Vorfahren standen zur Zeit Attilas und Dschingis-Chans.

Unendlich bitter ist es, bekennen zu müssen, daß zwei Jahrtausende Christentum fast ohne Folgen für die Menschen vergangen sind. Aber es ist leicht verständlich, weil das Christentum an seiner Wurzel verdorben ist, weil es seine Größe eingebüßt hat. Die Priester haben es seiner wahren, innigen Seele, seiner lebendigen Kraft beraubt. Es ist Gegenstand des Spottes geworden durch die Leute, die den Mord weihen, indem sie das Kreuz, das Bild Christi dazu schwenken.

Kommet zur Besinnung, Brüder, Söhne Gottes!

Aus der Tiefe unserer leidenden, durch die Schreckbilder der jetzigen Greuel tief erschütterten Herzen wenden wir uns an euch! Besinnt euch, daß ihr Brüder seid, reicht einander die Hand! Auf Gottes Erdboden findet sich Platz genug für alle, die ein friedliches, brüderliches Leben führen wollen, Platz genug zur Entfaltung der Liebe und des Friedens. Erinnert euch an das göttliche, heilige Gebot Christi, das sich an uns Russen, Franzosen, Deutsche, Engländer, Serben, Japaner, das sich an jeden wendet, der sein Bild im Herzen trägt: „Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch unter einander liebet.“

Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist: du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen. Ich aber sage euch: liebet eure Feinde; segnet, die euch fluchen; tut wohl denen, die euch hassen; bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen.

Indem wir diesen Aufruf unterschreiben, bekennen wir offen, daß unser Herz nicht auf seiten des Krieges, des Mordes und jeglicher Gewalt steht; wir stellen uns auf seiten der lebendigen Wahrheit, die darin besteht, dem christlichen Gebote der Liebe zu allen zu folgen, und die am wahrhaft göttlichen Gebot: „Du sollst nicht töten“ festhält.“

II. Aus Deutschland.

1. Gottes Liebe und der Krieg.¹⁾

Das in der letzten Nummer der Monatschrift für Pastoraltheologie (4. Heft, XII. Jahrgang) ausgeführte Thema: „Der Krieg und der Zweifel“ gibt zu denken und reizt zum Widerspruch. In derselben Nummer befindet sich die Besprechung einer Sammlung von Feldpredigten des Schweizer Feldpredigers Heer. Dabei wird die in der Schweiz so verbreitete Auffassung vom Krieg als sinnlosem Morden als eine „billige“ gegeißelt. Es sei mir gestattet, zu beiden das Wort zu ergreifen. Gleich vorweg will ich meine Meinung zum Ausdruck bringen: Wir Deutsche können in der Auffassung über „Krieg und Christentum“ recht viel von der Schweiz lernen, ganz besonders auch in bezug auf das schwere Problem „Gottesliebe und Krieg“.

Ich erhielt von einem jungen Theologen, vielleicht in gleichem Alter und Semester wie der, an den jener Brief D. Schoells gerichtet ist, zwei Feldpostgrüße. In dem ersten Brief stand der Satz: „Wir müssen nach dem Krieg ganz andere Menschen werden, etwa wie es Paulus empfand nach Damaskus: „Wir müssen in einem neuen Licht

¹⁾ Diese Äußerungen hätten ihrer Natur nach in eine deutsche Zeitschrift gehört. Da sie aber keine solche fanden, die ihnen Aufnahme gewährt hätte, so veröffentlichen wir sie als Urkunde einer Gesinnung, die in Deutschland keineswegs so selten ist, wie man glauben möchte, und einer Gemeinschaft in dieser Gesinnung, die über den jetzigen Streit der Geister hinausreicht. Die Red.

wandeln." Auf der anderen Feldpostkarte standen die Worte, die ich die Feldgeistlichen zweimal zu lesen bitte: „Heute Morgen war Kirchengang. Ich bin nicht hingegangen, obwohl ich meinen Bruder hätte sehen können. Aber meiner Ansicht nach haben wir nicht mehr, oder wenigstens hier nicht, das Recht, Gottesdienst zu halten.“ Also bei unseren beiden jungen Theologen haben sich Zweifel und Fragen eingestellt. Denn ehe einer so schreibt, muß ihn innerlich stark die Frage bewegt haben nach Gott und dem Krieg. In letzterem Fall freilich ist der Zweifel einer klaren Erkenntnis gewichen: „Es muß ein Neues kommen, eine neue Auffassung von Gott, Gotteswesen, Gotteswirken.“ Im ersten Fall war das Ergebnis negativ: „Ich kann nicht mehr glauben an den Gott der Liebe“, im zweiten uns hier beschäftigenden Fall insofern positiv: „Ich kann an den Gott der Liebe noch glauben, aber nicht hier im Krieg.“

Wir haben in der ersten Zeit viel vernommen von „Gottesbegegnungen im Krieg.“ Zweifellos war es so, daß viele, die ihren Gott verloren hatten, draußen wieder eher vernahmen von seiner Macht und Größe — es war vornehmlich alttestamentliche Frömmigkeit, gepaart mit altgermanischer Religion (Gott geht in „Masken“ einher). Weil nun aber der Krieg schon so lange dauert, mehren sich, so dünkt mich, die Stimmen, die, wie jene beiden Feldgrauen, zu fragen beginnen. Und wir in der Heimat? Unseren Gemeinden ist es bis jetzt im großen und ganzen noch nicht so gegangen wie denen, die das Erdbeben von Lissabon in ihrem Glauben an einen lebenden Vatergott erschütterte. Noch nicht! Aber wie lange wird's noch dauern? Mehren sich nicht schon jetzt die Anzeigen einer religiösen Skepsis? Dabei ist jene Frau, die in nächtlicher Stunde zu mir kam, mit dem Bild ihres gefallenen Gatten in der Hand, und mir ins Gesicht sagte: „Da kann man nicht mehr glauben an einen lieben Gott“, nicht die schlechteste. So haben wir als Seelsorger schon jetzt die unabwiesbare Pflicht, uns Waffen zu schmieden zur Ueberwindung der schon bestehenden oder kommenden Zweifel an Gottes Liebe. Neue Waffen?! Mir ist es klar, daß wir heute nicht mehr so sehr mit der Antwort vom Erziehungs- und Straßleiden auskommen; wer den Versuch gemacht, zweifelnden und verzweifelnden Seelen diese Lösung zu geben, der wird fast stets auf harten Stein gestoßen sein. Ob das nicht auch bei jenem „Studierenden im Felde“ zutreffen wird? Vielleicht hören wir noch einmal von ihm.

Es liegt mir fern, das Problem des Leidens hier zu behandeln. Dazu scheinen mir andere berufen. In aller Bescheidenheit möchte ich nur auf jene von vielen deutschen Theologen so verachteten (oder nicht gekannten) unser religiöses Gewissen so schärfenden Schweizer „Religiösozialen“ hinweisen. Vielleicht, daß sie uns doch Fingerzeichen geben können. Bitten muß man dringend, daß man sich reinige von dem Gedanken, als schaue der Schweizer als Neutraler gelassen von oben herab all dem Geschehen um ihn zu. Bitten muß man, daß man der

Auffassung den Abschied gibt, als ob jene es sich besonders leicht machten. Wer sie kennt, weiß, wie sie ringen, weiß, wieviel innere Kämpfe die Besten von ihnen durchgemacht haben, ehe sie zu jener extremen Stellungnahme zum Krieg als „sinnlosem Morden“ kamen; weiß endlich auch, daß sie alle die gegen sie erhobenen Einwendungen gewissenhaft geprüft haben und immer wieder prüfen. Gerade jetzt sind sie wieder dabei, sich mit einer Streitschrift, die Prof. Wernle unter dem Titel „Militarismus und Evangelium“ gegen sie verfaßt hat, auseinanderzusetzen.

Zur neuen Orientierung über Gottes Wesen, wie die Schweizer sie anstreben:

Zum Verständnis könnte man ausgehen von jener Empfindung, die so viele am Anfang des Krieges beseelte, als sei die Hölle losgelassen. Gar mancher machte doch „den Teufel verantwortlich für das Elend in der Welt.“ Diese Auffassung begegnet uns jetzt wieder besonders bei den Sektenleuten, die viel weniger den Krieg mit Gott zu harmonisieren pflegen als wir Theologen. Das erscheint mir das Unheil in unserer lutherischen Denkweise, daß wir um alles in der Welt Gott so sehr hineinziehen ins Getriebe dieser Welt. Nun ist es ja gewiß jedem frommen Menschen Gewißheit, daß er in eines Höheren Hand steht, die ihn führt und leitet. Aber wir tun in bezug auf den Krieg zum mindesten gut, wenn wir endlich auch einmal dies stärker betonen: Zunächst haben Gott und Krieg nichts miteinander zu tun. Auch wenn sich viele über diesen Satz ärgern, sprechen wir ihn aus, und zwar aus folgenden Gründen:

Erstens wollen wir Menschen und Völker nicht von persönlicher Schuld an der Ursache des Weltkrieges freisprechen, auch das deutsche Volk nicht. Zum mindesten ist zu fordern, daß wir alle als religiöse Menschen uns unter die Gesamtschuld stellen und nicht etwa in die Pharisäergesinnung hineingeraten: „Ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie die Russen, Franzosen . . . oder gar wie diese Engländer da.“ Wenn uns der Krieg nicht zur „Umkehr“ (Buße) leitet, war er — religiös — vergeblich.

Der zweite Grund: Gott ist die Liebe, er ist der Geber alles Guten. Der Krieg ist ein Uebel (so mild ausgedrückt, kann der Satz wohl auf aller Zustimmung rechnen). Das Uebel nehmen wir zunächst nicht aus des Vaters Hand.

So kommen wir also zu dieser Betrachtungsweise um Gottes und des Menschen Willen. Machen wir Gott doch für den Krieg nicht ewig verantwortlich, auch nicht den Teufel, sondern uns selbst. Auf der Erde hatten sich die Dünste angesammelt und stiegen in die Höhe. Nun ist's Gewitter da, das sich entlädt, entladen muß.

Dadurch daß die Welt, aufgebaut auf Macht, Gewalt, noch nicht die Welt der Königherrschaft Gottes ist, aufgebaut auf Liebe und Gerechtigkeit, ist der Krieg gekommen. Weltreich und Gottesreich stehen im Gegensatz zu einander.

Gott läßt allerdings den Krieg zu, weil er uns als freie Persönlichkeit, mit der Anlage zum Guten und Bösen, geschaffen hat.

Unter dem Gesichtspunkt der „Zulassung Gottes“ finden wir uns mit dem widergöttlichen Krieg ab.

So gefaßt, kann auch der Krieg nicht an Gottes Liebe rütteln. Und noch eins kann man hieraus folgern: Der „liebe Gott“ wird auch diesen Krieg zum besten kehren, wird das Unheil zum Heil wenden.

Worauf es mir ankam, habe ich in dieser Skizze absichtlich nicht ausgeführt, sondern nur angedeutet, um berufenere Männer das besser aussprechen zu lassen, was mich seit langem bewegt und worin ich gern weiterkommen möchte. Das Gefühl habe ich deutlich, daß mit dieser mehr reformierten schweizerischen Auffassung eine Lösung des Problems zwar nicht gefunden ist, aber wenigstens hier einmal „reine Wäsche“ gemacht und all den verschiedenen Vermittlungsversuchen und Deuteleien vom Erziehungs- und Straßleiden ein Stoß versetzt wird.

Vielleicht dienen wir so am besten den neuen Zweiflern draußen und drinnen. Der Krieg läßt uns in manchem umlernen. Auch in unserem religiösen Empfindungsleben und theologischen Denken dürfte es nicht anders sein.

Pastor Starke, Kirchberg-Sachsen.

2. Lieder einer deutschen Pazifistin. 1915.¹⁾

Ich fühlt in meinem Lande
Die schwere Zeit der Not,
Die schwere Zeit des Hasses,
Der Menschenliebe Tod.

Wenn nun in andrer Seele
Ein Wort weckt gleichen Klang,
So war nicht ganz vergebens
Mein schlichter Klaggesang.

Die große Zeit.

Es scholl der Ruf durchs Land hin weit:
„Heil Deutschland, sei zum Kampf bereit!
Es kommt die große, herrliche Zeit;
Es kommt die Zeit, wo treu vereint
Wir gehen gegen Deutschlands Feind.

Viel Feind, viel Ehr!
Auf, auf, zur Wehr!
Auf, auf, zum Ruhm,
Zum Heldentum!“

Sie kam heran, die große Zeit.
In ihrem Schoße trägt sie Leid,

¹⁾ Wir möchten die Leser bitten, diese schlichten, uns aus Deutschland zugestellten Äußerungen ja nicht als ästhetische Leistung, sondern als Schrei eines gequälten Herzens aufzufassen. D. Red.

Mit ihren Händen blutigrot
Bringt sie Verderben, bringt sie Tod.

Die ganze Welt steckt sie in Brand,
Und Völker, die die Freundschaft band,
Die morden sich in Wut und Haß,
Die morden sich ohn' Unterlaß.
Und wie zerstampfet wird die Flur,
So wird zum Spott das Wort „Kultur“.
Da nun der große Krieg entbrannt,
Da wird verwüstet Haus und Land,
Da irren Menschen, jung und grau,
Da wird geschändet Kind und Frau,
Da sterben Kranke ungelegt,
Da liegen Leiber arg zerseht,
Da wird vernichtet Lebensglück
Zu Hauf in jedem Augenblick.

Wohl seh ich auch in diesen Tagen
Die Menschen Schweres groß ertragen;
Ich seh das Opfer junger Leben.
Ich sehe Mütter alles geben,
Ich seh der Frauen rege Hand
Im Dienste für das Vaterland.
Doch niemals macht mich dies bereit,
Zu nennen sie die große Zeit.
Erst wenn der blut'ge Schleier fällt,
Der jetzt den Geist gefangen hält,
Erst wenn der Mensch einst, tief bewegt,
Fühlt, wie er sich im Bruder schlägt,
Erst wenn in heiliger Ungeduld
Er angstvoll fragt: „Wo meine Schuld?
Mein ist die größte, Bruder, nimm
Hier meine Hand, laß deinen Grimm“ —
Wenn so das Ende von dem Streit
Dann ist sie da, die große Zeit.

Der deutsche Michel.

Christenglaube ward zum Spott,
Wieder herrscht der Judengott.
Aug um Auge, Zahn um Zahn!
Was du Böses mir getan,
Geh ich dreifach dir zurück,
Büßen mußt du Stück für Stück.

Deutscher Michel, schlecht beraten
Hat man dich in deinen Taten.

Warst bis jetzt im Völkerleben
Hilfreich gut in deinem Streben,
Treu und fest in deinem Glauben,
Den dir niemand konnte rauben,
Und die ganze Welt stand offen
Deinen Taten, deinem Hoffen.

Jetzt hat man dir eingehämmert :
„Deutscher Michel, sieh, es dämmert
Deine Zukunft. Träumen, Singen
Kann dir nicht die Welt erzwingen ;
Werde hart, zeig deine Zähne,
Keinen deinen Freund mehr wähne.
Sieh, man neidet deine Stärke,
Böse Mächte sind am Werke,
Dir das Leben zu erdrücken,
Deine Heimat zu zerstückeln.“

Gut gelernt wird die Lektion ;
Michel zeigt die Zähne schon,
Michel zeigt die harte Faust,
Daß es einem schmerzt und graust.
Unter seinem harten Tritt
Nimmt er alles Leben mit.
Was er greift mit seiner Hand,
Hält er fest als Unterpfaud.

Deutscher Michel, merk die Not :
Du schlägst deine Seele tot,
Du trittst andrer Freiheit, Recht,
Du wirst böser Mächte Knecht ;
Nie kannst so die Welt du zwingen,
Nie wird dich die Welt besingen.

Den gefangenen Brüdern in allen Ländern.

Brüder, die Ihr seid in Banden
Fern vom Heim, in fremden Landen,
Die Ihr schaut empor mit Grauen
Zu dem Firmament, dem blauen,
Wo ein lieber Vater thronen
Sollte über allen Zonen.

Nein, der Gott, den alle rufen
Zu der Schlacht, ist, den sie schufen
Sich nach ihrem eignen Bilde ;
Gott ist gnädig, Gott ist milde.
Gott will nicht, daß Ihr verschmachtet,
Daß sich Euer Geist umnachtet ;

Gott will nicht, daß man Euch knechtet,
Daß der Mensch den Bruder rechtet,
Brüder, die Euch dies getan,
Sind in einem bösen Wahn.

Alle, die Ihr heiß gestritten,
Alle, die Ihr tief gelitten!
Euer Leid ist nicht verloren,
Großes wird daraus geboren,
Ungeahntes muß sich lösen;
Durch die Kraft des Sündig-Bösen,
Durch die finstre Macht im Hassen
Strebt der Drang, die Welt zu fassen,
In der Welt, der liebearmen,
Klingt der Ruf nach mehr Erbarmen,
Und uns alle, die wir blieben,
Eint der Wunsch, nach größ'rem Lieben. S. J.

III. Aus Frankreich.

Eine wunderbare Seele.

(Schluß.)

2 février.

Chère mère, je continue cette lettre au cantonnement, alors que l'agitation extrême des corvées accumulées remplit le vide que la mélancolie voudrait désoler.

J'arrive aux jours sombres où le néant semble la fin de tout, alors que tout dans mon existence m'a certifié la plénitude de l'univers. Oui le dévouement non pas à des individus, mais à l'idéal social de solidarité me soutient encore. Ah! quel exemple magnifique que Jésus et les pauvres! Ce juste, aristocrate, marquant par une tâche rebutante l'illimité du devoir altruiste, et surtout enseignant à n'exiger en retour aucune reconnaissance . . . Je dois à mon expérience des choses et des gens cette tranquillité de n'attendre rien d'autrui. Et le devoir prend ainsi une forme abstraite, dépourvue d'objectif humain qui voile l'atroce de cette situation.

Aujourd'hui, lever de soleil inouï! Encore un printemps qui s'approche . . . Je veux te raconter nos trois jours de première ligne.

Neige et gel. Nous avons descendu des pentes conduisant à notre emplacement dans le village. A ce moment, la nuit était tellement belle que les soldats en furent émus. Je ne pourrais jamais te dire la finesse précise de ce pays. Comment expliquer cette ciselure s'alliant au rêve des brumes sur lesquelles planait la lune? Pendant trois jours mon service nocturne me conduisait au sein de cette pureté, de cette blancheur.

Orfèvrerie noircie des arbres. Et malgré le camaïeu, des teintes quand même, des teintes rousses et bleues.

Il est des heures de telle beauté où celui qui les embrasse ne saurait mourir alors. J'étais bien en avant des premières lignes et jamais je ne me suis senti plus protégé. Ce matin, au retour, lever de soleil rose et vert sur la neige rose et bleue ; libre étendue marquetée de bois et de champs recouverts ; au loin, des fonds où meurent les argents de la Meuse. O beauté quand même !

9 février.

Encore une oasis où, prêt à défaillir, j'attends une fois de plus la minute qui console. Le petit souffle qui rafraîchit passe encore. J'ai eu le bonheur d'être désigné comme caporal de garde dans un endroit charmant où je suis le grand-chef. Temps exquis de printemps. Que dirai-je de cette nature dont jamais je n'ai senti si bien les amples vibrations ? Les heures et les saisons se succèdent avec une telle certitude — quelque chose d'inéluctable — une telle impossibilité d'ensemble que celui qui les guette y pressent l'énormité de l'énergie initiale.

J'avais bien souvent connu la joie de voir un printemps ou telle autre saison, mais jamais il ne m'avait été donné d'en vivre tous les instants. Comme on acquiert ainsi, sans le secours d'aucune science, une intuition vague, mais indiscutable d'un absolu.

Un pauvre homme, savant de génie peut-être, déclarait n'avoir pas trouvé Dieu sous son scalpel. Quel malentendu choquant chez une âme supérieure ! Pourquoi le besoin d'un scalpel quand la joie et le frémissement de nos sens suffisent à nous prévenir de l'ordre immuable commandant toute évolution. Le poète voit venir les saisons comme de grands vaisseaux dont il suppute le retour. Parfois la tempête les retarde, mais bientôt ils arrivent quand même, apportant les parfums des pays inconnus. Une saison qui revient semble ramener des voluptés apprises au cours d'un long voyage.

Ah ! chère mère, puissions-nous connaître encore l'isolement ! O la solitude pour ceux qui en sont dignes ! Comme elle est violée parfois !

22 février, premier jour de cantonnement.

Chère mère bien aimée, je vais te dire la bonté de Dieu et l'horreur des choses. La lourdeur d'âme que je traînais depuis un mois et demi, c'était l'angoisse de ce qui nous était réservé durant ces vingt derniers jours.

Nous sommes arrivés au lieu de l'action le 17 ; le décor ne m'intéressait plus ; j'étais tout à l'attente de l'évènement. Cela s'est déchaîné à 3 heures ! explosion de sept galeries de mine sous les tranchées ennemies ; c'était comme un tonnerre

lointain. Puis, les cinq cents pièces de canon on fait l'enfer au milieu duquel nous nous sommes élancés.

La nuit venait quand nous nous sommes établis sur les positions conquises. Toute cette nuit, je me suis employé activement pour assurer la sécurité de nos troupes, jusqu'alors peu éprouvées. J'avais à parcourir de vastes espaces nocturnes sur lesquels je rencontrais les morts et les blessés des deux partis. Mon coeur s'épanchait sur tous, mais je ne pouvais avoir que des paroles pour leur détresse. Au matin, nous avons été chassés avec des pertes sérieuses jusqu'à nos emplacements précédents, mais, le soir, nous avons de nouveau recommencé : nous avons tout repris de notre avance, et là encore j'ai fait mon devoir.

Je me suis avancé et j'ai recueilli le sabre d'un officier qui se rendait, puis j'ai garni les emplacements à occuper. Le capitaine m'a gardé à sa disposition, et je lui ai fait le plan de notre emplacement. Il m'annonçait sa décision de me faire citer à l'ordre de l'armée, quand il a été tué sous mes yeux.

Enfin j'ai, sous le bombardement effroyable de trois jours, organisé et maintenu la corvée de ravitaillement en cartouches, au cours de laquelle j'ai eu cinq hommes blessés.

Nos pertes sont effroyables ; celles de l'ennemi pires encore. Tu ne peux savoir, ma mère aimée, ce que l'homme peut faire contre l'homme. Voici cinq jours que mes souliers sont gras de cervelles humaines, que j'écrase des thorax, que je rencontre des entrailles. Les hommes mangent le peu qu'ils ont, accotés à des cadavres. Le régiment a été héroïque : nous n'avons plus d'officiers, tous sont morts en braves. Deux bons amis, dont un charmant modèle à moi pour un de mes derniers portraits, sont tués. Cela a été une de mes effroyables rencontres du soir. Cadavre blanc et magnifique sous la lune. Je me suis reposé près de lui. Beauté des choses qui se réveillait en moi.

Enfin, après cinq jours d'horreur qui nous ont coûté douze cents victimes, nous avons été retirés de ce lieu d'abomination.

Le régiment est cité à l'ordre de l'armée.

Chère mère, qui dira l'inouï de ce que j'ai pu voir, mais qui dira les certitudes que fait découvrir cette tempête.

Devoir, effort.

5 mars, 6^{me} journée de cantonnement.

J'aurais voulu retrouver en moi l'extrême sensibilité d'avant ces épreuves pour te dire les couleurs et les aspects du drame que nous avons vécu. Pour l'instant, je suis encore dans un état d'engourdissement assez voluptueux en soi, mais qui obstrue un peu ma vision des choses et mes pressenti-

ments de l'avenir. Je ne puis que faire effort pour me rattacher à la notion des choses éternelles et stables, et peut-être y parviendrai-je.

Pourtant, certains spectacles de ce champ dévasté contenaient un enseignement si beau, si noble et si concluant que je voudrais avec toi ressentir les admirables certitudes de ces jours-ci.

Comme la mort est harmonieuse dans la terre, et comme ce retour vers la substance maternelle se fait de façon admirable, si l'on compare la mesquinerie humaine des cérémonies funèbres ! Hier encore, j'aurais pu croire que ces pauvres morts abandonnés étaient lésés, mais après avoir assisté à l'enterrement d'un officier à V. je trouve que la nature a bien plus de pitié que les hommes.

Oui vraiment, la mort du soldat est près des choses naturelles. C'est une horreur franche, et qui ne triche pas avec la violence universelle. J'ai passé maintes fois auprès de cadavres dont je pouvais observer le progressif enfouissement, et cette nouvelle vie était plus reconfortante que le froid et immuable aspect des tombes citadines.

Nous avons, de notre séjour en pleine air, gagné une liberté de conception, une amplitude dans le geste et la pensée qui feront trouver les villes horribles et artificielles pour les survivants.

Chère mère, je t'écris mal des choses que j'avais ressenties superbement. . . . Réfugions-nous dans la paix du printemps et le trésor de l'instant présent.

17 mars.

Matin charmant. Soleil blanc qui s'enveloppe de brumes, arbres en silhouette sur les hauteurs, et le vaste espace dans la lumière. Période privilégiée. L'autre jour lisant une vieille Revue des deux Mondes de 1880, je suis entré dans un bel article comme on entre dans un noble palais aux voûtes somptueuses, aux parois richement décorés. C'était sur l'Egypte et signé George Perrot.

Hier mon bataillon a quitté son cantonnement en alerte. Je suis obligé de rester pour mon instruction de sergent. Combien je suis reconnaissant de ce répit — laborieux d'ailleurs — qui me laisse retrouver ce à quoi je tiens le plus, c'est-à-dire un esprit lucide et un cœur ouvert à la nature.

J'ai oublié de te dire que, l'autre fois, pendant la tempête ; j'ai vu dans le soir les grues revenir. Une accalmie permettait d'entendre leurs cris. Dire que voici déjà si longtemps que je les vis s'en aller ! Je me rappelle leur départ au commencement de l'hiver, et ce fut plus triste ensuite. Cette fois-ci, c'était pour moi comme la colombe de l'arche, non point que

je me disimulasse les dangers restant, mais ces ambassadeurs de l'air me rapportaient l'assurance plus visible du calme universel devant nos agitations.

Hier, c'étaient les oies sauvages qui pointaient vers le nord. Elles prenaient dans le ciel de nombreuses formations, traçant ainsi des figures régulières; elles ont disparu à l'horizon comme un ruban flottant.

J'ai écrit à Madame L. C'est le dernier coup pour elle. Il est pour certaines destinées d'être la médaille où se frappent tous les signes de la douleur. L'adversité les a martelées de telle sorte qu'elles ne possèdent rien où puisse s'inscrire une joie.

Mais j'imagine que l'orientation si complète d'une vie vers la tristesse ne va pas sans la secrète compensation de sentir que l'on épuise tout le malheur; c'est quelque chose de marquer la limite de la détresse humaine. Ces destinées me font l'effet de sentinelles qui défendent les autres contre les entreprises d'un destin contraire.

Tous les jours je vois une croix nouvelle au petit cimetière militaire. Et le triomphant printemps sur tout cela.

25 mars.

Me voici de nouveau ramené à l'existence de terrier. J'ai trouvé l'emplacement que j'avais quitté le mois dernier...

... Ma compagnie a perdu beaucoup de monde du fait des torpilles aériennes. Ce sont des projectiles d'un mètre de haut et de vingt sept centimètres de diamètre, dont la course suit une trajectoire extrêmement élevée et qui retombent verticalement, ce qui leur permet d'éclater dans les creux les plus défilés. Aussi vivons-nous à plusieurs mètres sous terre. Temps clément. Nous sortons la nuit pour faire des corvées.

Je reprends ma lettre après un somme. Nous dormons tant que nous pouvons dans nos casemates. J'ai eu bien des pensées que la fatigue m'empêcha de formuler, mais je me souviens d'avoir évoqué Beethoven. J'ai juste son âge quand il fut atteint par la souffrance, et je pensais à l'exemple admirable de telles énergies s'employant malgré l'obstacle. Pour lui, l'entrave dut paraître aussi définitive que celle d'à présent. Mais il fut vainqueur.

Pour moi, Beethoven fut la plus magnifique traduction humaine de la puissance créatrice. Je t'écris mal car je dors encore...

Comme tout fut aisé et adouci de bonté dans mon retour! Je quittai seul notre château et, passant devant une batterie d'artillerie, je fus de la part des sous-officiers l'objet de l'hospitalité la plus fraternelle. D'ailleurs l'artillerie aime le

106^{ième} qui la défend et de façon générale, nous inspirons une vive pitié à ces gens qui ne sont pas même exposés à la pluie.

Je termine court, t'aimant pour ton courage qui me soutient. Quoi qu'il arrive, j'aurai retrouvé la joie. D'abord la nuit d'arrivée fut si belle.

27 mars.

... Ce que l'on peut demander comme grâce, c'est d'épuiser ce que l'instant peut offrir de beau. Voilà une nouvelle manière de « vivre sa vie » que la littérature n'avait point prévu.

... Rien de nouveau sur notre hauteur que l'on continue d'organiser. Le beau temps facilite notre tâche. De temps à autre la pioche rencontre un pauvre mort que la guerre tourmente jusque dans la terre.

4 avril, au soir. Dimanche de Pâques.

Chère mère, nous voici de nouveau sous la garde de Dieu, nous partons à 2 heures pour la tempête. Chérie, je pense à toi, je pense à vous. Je vous aime et je vous confie toutes trois à la Providence. Que tout événement nous trouve prêts! En pleine force d'âme, c'est ma prière pour vous comme pour moi. Espoir quand même, avant tout, sagesse et amour.

Je vous embrasse sans rien formuler d'autre. Toute ma pensée se concentre vers un devoir laborieux.

6 avril midi.

Chère mère bien aimée, à midi nous voici sur l'extrême position d'attente. Je t'envoie tout mon amour. Quoi qu'il arrive, la vie aura eu de la beauté...

Am folgenden Tage, am 7. April, fand ein Kampf statt; seither wird der Urheber dieser Briefe vermißt.

Redaktionelle Bemerkungen.

Wir haben in diesem Heft für zwei Neußerungen zu dem Aufsatz von Frau Staudinger über das Genossenschaftswesen leider nicht mehr Raum gefunden. Sie sollen im nächsten Heft erscheinen.

Vom letzten Heft sind noch Exemplare vorhanden, die zur Propaganda verwendet werden können.

Verdankung.

Für die **Armenier** sind bei der Redaktion neu eingegangen: Von Fam. M. in Z. 13 Fr.; von Fr. M. in Z. 10 Fr.

Druckfehler. In dem Aufsatz: „Der heilige Krieg“ im letzten Heft muß es S. 28, Z. 19 von oben heißen: Moral, statt Mord.

Redaktion: Viz. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **E. Ragaz**, Professor in Zürich; **E. Stüchelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn Ragaz zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.